

Geoffrey P. Wilson

Was bedeutet es, Europäer zu sein?

**Festvortrag aus Anlass
der Verleihung der Ehrendoktorwürde
an Professor Geoffrey P. Wilson
am 16. Juni 2000***

I would like to begin by thanking Herr Weick for his very generous Laudatio and the University of Gießen and its Law Faculty for the great honour they have bestowed on me today. I shall do my best to live up to them in the future. I would also like to congratulate those whose degrees today are not honoris causa and wish them all the best for the future.

Das Thema, das ich für meine heutige Ansprache gewählt habe, heißt Europa. Und wenn ich sage: Europa, dann meine ich nicht das europäische Recht oder die Europäische Gemeinschaft. Ich benutze übrigens das Wort Gemeinschaft, obwohl es vielleicht rechtlich nicht das richtige Wort ist. Ich finde das Wort Union ein bisschen kalt. Ich beschäftige mich auch nicht mit den Problemen, mit denen Engländer sich nach allgemeiner Meinung beschäftigen sollten, nämlich mit den Fragen, ob wir der Währungsunion beitreten oder ob wir die weitere politische Integration fördern sollten. Ich möchte gerne über das Europa sprechen, das die Politiker und andere meinen, wenn sie sagen, die Europäische Gemeinschaft zu errichten bedeute, dass sie Europa und uns Europäer nur in eine formellere Beziehung bringen. Und meine Frage lautet: „Was ist dieses Europa, von dem sie reden? Inwieweit sind wir oder waren wir schon Europäer, bevor wir Mitglieder der Europäischen Gemeinschaft wurden? Inwieweit sind wir Europäer, unabhängig davon?“

Ganz zu Anfang definierte Europa sich größtenteils durch Unkenntnis. Europa stellte den

größeren Teil der bekannten Welt dar. Nach Europa kam das große Unbekannte oder das, was nur aus Mythen und Erzählungen von Reisenden bekannt war. Länder voller Monster, Dämonen und Gefahren, von kopflosen Menschen, die ihre Gesichter auf ihrer Brust trugen, von Menschen mit Hundsköpfen und den berühmten Skiopoden, Menschen mit einem sehr großen Fuß, den sie benutzten, um sich vor der Sonne zu schützen. Sie finden Darstellungen von ihnen allen in den alten Büchern, wie der Schedelschen Weltchronik von 1493, und Zeugnisse davon aus Holz oder Stein auf den Kapitellen und Toren der mittelalterlichen Klöster und Kirchen, wie z. B. in Vézelay oder Autun in Frankreich. Ebenso finden Sie Bilder aller möglichen Seeungeheuer an den Rändern der Weltkarten jener Zeit.

Es war die Angst vor dieser unbekanntem Welt, die die portugiesischen Seeleute, die weit die Westküste Afrikas hinunter fuhren, befiel. Sie hatten Angst davor, über Kap Bajador hinauszusegeln. Von diesem Kap wurde gesagt, dass dahinter die See dampfe und brodele und dass kein Seemann jemals von dort zurückgekommen sei.

Jenseits von Europa lag auch das Gebiet, von dem Kuriositäten kamen, Tiere, die den Europäern unbekannt waren, wie der Elefant und das Nashorn. So selten und eigenartig waren sie, dass der König von Portugal dem Papst einen Elefanten und ein Nashorn schenkte. Der Elefant bekam den Namen Hanno und wurde überall in Europa herumgezeigt. Man sagt, dass der Künstler Raffael eine Zeichnung von ihm anfertigte. Das Nashorn schaffte es nie bis Rom. Es ertrank bei einem Schiffsuntergang. Albrecht Dürer stach es in Kupfer, aber da er es nicht selbst gesehen hatte, versah er das Nashorn mit einem Extrahorn auf seinem Rücken und mit einer Haut wie einer gepanzerten Rüs-

* Prof. Dr. h. c. Geoffrey P. Wilson ist emeritierter Professor der rechtswissenschaftlichen Fakultät der University of Warwick (England).

tung. Der französische König Franz I. ist extra nach Marseille gereist, um dieses Wundertier zu sehen.

Natürlich mag Unkenntnis von dem, was sonst in der Welt geschieht, in mancher Hinsicht heute noch charakteristisch für Europäer sein. Doch auch, wenn wir oft noch in vielerlei Hinsicht eurozentrisch sein mögen, kann Unkenntnis vom Rest der Welt sicherlich nicht mehr als Definitionsfaktor dafür verwendet werden, was es ausmacht, ein Europäer zu sein. Wir wissen zu viel vom Rest der Welt, um uns für einzigartig zu halten.

Ein anderes Charakteristikum, wovon oft die Rede ist, ist, dass Europa und die Europäer die Erben Roms und Griechenlands sind und dass dieses Erbe weiterhin unsere Identität bestimmt.

Es ist sicher richtig, dass immer noch zahllose Lippenbekenntnisse zur klassischen Vergangenheit abgelegt werden. Wenn wir einige unserer wichtigsten Gebäude betreten, umrahmen uns klassische Säulen. Unsere Museen sind voll von klassischen Altertümern. Die Sammlung von Lord Elgin ist einer der Schätze des Britischen Museums, genauso wie der Pergamonaltar und das Tor von Milet zum Prestige des Pergamonmuseums in Berlin beitragen. Es stimmt auch, dass viel von dem, was wir gemeinsam für Europa halten, Teil des Römischen Reiches war und dass Latein die Sprache der Kirche und der Gebildeten in ganz Europa war und dies noch lange nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches blieb. Wir wissen auch, dass der Name des Römischen Reiches sich im Heiligen Römischen Reich fortsetzte.

Ich glaube aber, dass wir vorsichtig sein sollten, die Bedeutung von all dem nicht zu überschätzen. Länder wie Deutschland und Großbritannien waren nie mehr als ferne Außenposten des Römischen Reiches, im geographischen Sinn – wir sitzen heute ganz in der Nähe des nördlichen Limes –, aber auch im kulturellen Sinn. Selbst im Hinblick auf sichtbare Hinterlassenschaften der römischen Zeit können wir uns sicher nicht mit Italien oder auch Frankreich vergleichen. Was in Großbritannien noch steht, ist der Hadrianswall – ein weiterer nördlicher Limes–, die Grundrisse einiger Villen, ein paar

Mosaikböden und einige schnurgerade Straßen. In Deutschland haben Sie die Porta Nigra und das Amphitheater in Trier als Beispiele.

In Wirklichkeit gab es einen entscheidenden Bruch mit der Vergangenheit, als das Römische Reich zusammenbrach. Die meisten der klassischen Säulen, die wir um uns herum sehen, sind aus dem 19. Jahrhundert. Es war Karl Friedrich Schinkel zum Beispiel, der Berlins Zentrum seine klassische Erscheinung verpasste, mit seinen Säulen an der Neuen Wache Unter den Linden, an dem Alten Museum auf der Museumsinsel und am Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkt, genau wie Leo von Klenze dem Königsplatz in München mit seiner Glyptothek. Sowohl das Britische Museum wie die National Gallery in London haben an ihrer Fassade klassische Säulen. Aber natürlich stammen sie nicht aus der Klassik, sondern aus der neoklassischen Renaissance. Der klassische Stil hatte bei diesen Gebäuden die gleiche Funktion wie Brutus und die phrygische Kappe für die französischen Revolutionäre, die sie zu Symbolen der Freiheit erhoben. Es war also lediglich Rhetorik. Allerdings ging es im Fall der Franzosen darum, der Römischen Republik und nicht dem Römischen Reich nachzueifern.

Das Heilige Römische Reich übernahm den Namen aus dem gleichen Grund wie das 19. Jahrhundert die klassischen Säulen übernahm, nämlich um Eindruck zu machen. Aber es gab keine echte Kontinuität zwischen den beiden Reichen.

Wie mit den Säulen war es mit der klassischen Tradition überhaupt. So wie wir sie kennen, war sie nicht das Produkt einer natürlichen historischen Entwicklung. Sie war das Produkt einer Anzahl von Wiederentdeckungen und Renaissance, man könnte fast sagen, Neuerfindungen. Die spektakulärste von all diesen war die italienische Renaissance, als die Humanisten anfangen, griechische und römische Texte zu sammeln und zu studieren, und als Päpste und andere mit Grabungen begannen, auf der Suche nach römischen und vermeintlich griechischen Kunstwerken, die sie im Belvederehof des Vatikans und ihren privaten Palästen in Rom und anderen Orten ausstellten. Durch Rückübersetzungen aus

dem Arabischen wurden viele verlorengegangene klassische Texte wiederentdeckt, und die Gelehrten in ganz Europa wurden auf die griechischen Philosophen, Mathematiker und Dramatiker aufmerksam.

Im 18. Jahrhundert erfuhr die Begeisterung für klassische Altertümer und die klassische Vergangenheit eine weitere Stimulation durch die Entdeckung von Pompeji und Herculaneum, die unter einem Aschenberg verborgen lagen, und durch Piranesis Radierungen der römischen Ruinen und Monumente sowie die Schriften Winckelmanns, der die griechische Skulptur zum Schönheitsideal erhob, das alle Künstler anstreben sollten.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Als Friedrich Gilly 1796 an einem Wettbewerb zur Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen direkt hinter dem Potsdamer Tor in Berlin teilnahm, war es für ihn selbstverständlich, einen Entwurf in Form eines griechischen Tempels mit Stufen vorzulegen. Aber niemand erwartet vom neuen Potsdamer Platz, dass dort entsprechende klassische Referenzen verwendet werden, um uns die Bedeutung der multinationalen Unternehmen, die die Gebäude dort heute finanzieren, klarzumachen. Heute verspüren wir nicht einmal mehr das Bedürfnis, unsere Museen mit klassischen Säulen zu versehen, geschweige denn unsere öffentlichen Gebäude oder unsere Banken.

Und man kann die Veränderungen nicht nur an den Fassaden der Gebäude, sondern auch in ihrem Inneren ablesen. Die neuen Nationalstaaten und ihre Regierenden versuchten nicht nur mit Hilfe der Säulen an den Fassaden ihrer Museen großen Eindruck zu hinterlassen, sondern auch mit Hilfe ihres Inhaltes. Antikensammlungen waren schon immer Prestigeobjekte für Prinzen, Päpste und sogar Privatleute. Während des 19. Jahrhunderts aber zeigten sich die Staaten besonders eifrig in dieser Hinsicht und wetteiferten darin, immer eindrucksvollere Sammlungen aufzubauen und auszustellen. Das Jahrhundert endete in einer Flut von Ausgrabungen zwischen rivalisierenden nationalen Archäologen. Sie gruben, wo immer sie konnten, und insbesondere, wo immer sie eine Exporterlaubnis für das bekom-

men konnten, was sie gefunden hatten. So beschränkten sie sich nicht auf Rom und Griechenland. Deutsche Archäologen, die etwas spät dazustießen, fanden das Ishtarort in Babylon, das jetzt im Pergamonmuseum zu bewundern ist. Das Britische Museum erwarb assyrische Reliefs von Ninive und Nimrud, und der Louvre in Paris erwarb assyrische Schätze aus Khorsabad und eine Kopie des babylonischen Codex Hammurabi aus Susa. Auch Funde aus Ägypten hatten sich inzwischen ihren Weg in die europäischen Museen vom Beginn des Jahrhunderts gebahnt. Und es dauerte nicht lange, bis jedes Museum, das etwas auf sich hielt, seine eigenen Mumien und seinen Kopf des Echnaton oder der Nofretete besaß.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es so weit, dass Objekte, die ursprünglich als ethnographische Gegenstände gesammelt worden waren, wie z. B. rituelle Masken von Afrika bis Neuguinea, nicht mehr nur eine Inspirationsquelle für europäische Künstler wie Picasso und seine Kollegen oder die deutschen Expressionisten darstellten, sondern mehr und mehr selbst als Kunstwerke eingeschätzt wurden. Die von den griechischen Skulpturen abgeleiteten Begriffe von Schönheit und Ästhetik, wie sie Winckelmann im 18. Jahrhundert propagiert hatte, wichen neuen Formen und Gestalten und einem neuen Kunstverständnis. Heutzutage befinden sich Objekte aus der ganzen Welt einträchtig nebeneinander in unseren europäischen Museen und werden mit derselben Neugier, Bewunderung und demselben Respekt besichtigt wie diejenigen aus Griechenland oder Rom. Und während die Reisenden des 18. Jahrhunderts ihre großen Reisen, their Grand Tours, nach Italien oder Griechenland unternahmen, reisen wir jetzt in die ganze Welt, um die Relikte und Ruinen der Vergangenheit zu besichtigen, die Terrakottasoldaten in China, Machu Pichu in Peru, den Tempel von Angkor Wat in Kambodscha – alles Orte, die Zeugen einer globalen Kultur geworden sind, in der die Werke der Griechen und Römer nur noch einen kleinen Teil ausmachen.

Und was für das Sichtbare gilt, gilt ebenso für Ideen, Konzepte und Ereignisse. Ihre griechi-

schen und römischen Ursprünge werden sie nicht davor schützen, sich dem Wettbewerb des globalen Markts stellen zu müssen. Hannibal und seine Alpenüberquerung, die Athener bei Marathon, selbst der Sieg von Armin über Varus im Teutoburger Wald müssen sich nicht nur mit späteren europäischen Ereignissen wie der Reformation, der Französischen Revolution und zwei Weltkriegen messen lassen, sondern auch mit außereuropäischen Ereignissen wie der Hiroshimabombe, dem Vietnamkrieg oder der Mondlandung – und natürlich mit den revolutionären Entwicklungen auf dem Gebiet der Kommunikation und dem Informationszugang. Heutzutage formen alle die genannten Dinge sicher unser europäisches Bewusstsein mit.

Es mag sogar sein, dass diese Ereignisse und Entwicklungen auf eine speziell europäische Art verstanden werden, dass es eine spezielle europäische Art und Weise gibt, sie zu verarbeiten und sie als Basis zu benutzen – als Ergebnis einer spezifisch europäischen Identität. Aber wenn dem so ist, so wurde diese Identität noch nicht klar formuliert. Und wenn sie formuliert wird, ist es unwahrscheinlich, dass ihre Wurzeln in Griechenland oder Rom zu finden sind.

Seit dem letzten Jahrhundert sind die Quellen unserer Nahrung und Inspiration weltumspannend. Es gibt zu viele verschiedene Quellen und zu viele unterschiedliche Einflüsse, wir sind der Welt draußen zu sehr ausgesetzt, als dass das Klassische als das Unterscheidungsmerkmal für Europa und die Europäer im 21. Jahrhundert überlebt haben könnte.

Selbstverständlich hören wir manchmal noch rhetorische Bezüge auf die klassische Vergangenheit – auf Athen als Geburtsort der Demokratie zum Beispiel, und wir benutzen weiterhin das Wort Demokratie. Aber das Britische Parlament und der Deutsche Bundestag haben wenig gemeinsam mit dem, was sich vor vielen Jahrhunderten in Griechenland abspielte – auch wenn der Bundestag jetzt wieder hinter klassischen Säulen arbeitet, Säulen aus dem 19. Jahrhundert natürlich.

Nichts von alledem sollte für die Juristen unter Ihnen neu sein. Es wird oft gesagt, dass das

Zivilgesetzbuch, das BGB, auf Römischem Recht basiert. Aber wir alle wissen, dass auch das BGB das Ergebnis einer Reihe von Renaissance, Rezeptionen, Übernahmen und Anpassungen, viele davon aus dem 19. Jahrhundert, darstellt. Und niemand, der es liest, denkt deswegen an Rom. Auch wenn das BGB ein Wesensmerkmal deutscher Juristen ist, ist es kein klassisches Wesensmerkmal.

Schon während des römischen Reiches wurde das Christentum ein entscheidendes Merkmal für Europa und die Europäer und verstärkte den Graben zwischen uns und den anderen. Die christliche Kirche verbreitete ihre Lehren und ihre Lehrer überall in Europa. Im Namen des christlichen Glaubens veranstalteten europäische Päpste und Kaiser Kreuzzüge, um biblisches Land von den Ungläubigen zurückzuholen. Europäischer, christlicher, missionarischer Eifer führte zur Verbreitung des Christentums in allen neu entdeckten Ländern der Welt, in Amerika und darüber hinaus. Deswegen finden Sie überall christliche Kirchen, selbst wenn sie Lokalkolorit haben. In Cuzco in Peru zum Beispiel in den Gemälden vom letzten Abendmahl liegt ein gebratenes Meerschweinchen als Hauptgang auf dem Tisch, mit Käse aus den Anden, Papayas und anderen einheimischen Früchten.

Auch das Christentum aber stellt sicherlich heutzutage kein entscheidendes Merkmal für Europa dar. Viele Nichteuropäer sind Christen und viele von uns Europäern sind keine Christen. Und wenn wir darüber nachdenken, welche Mission Europa oder die Europäer in der Welt haben könnten, so denken wir sicher nicht daran, einen europäischen Kreuzzug zu veranstalten, um den Rest der Welt zum Christentum zu bekehren. Mit einem solchen Ziel könnte man die Völker Europas nicht mehr hinter dem Ofen hervorlocken.

Selbst in der Vergangenheit war dieser missionarische christliche Eifer nicht immer und überall willkommen. Es gibt bewegende Stiche von Jacques Callot und anderen, die die Kreuzigung von Jesuiten und Franziskanern, Missionaren und der von ihnen Bekehrten im Japan des frühen 17. Jahrhunderts darstellen.

Ein Grund für diese Feindschaft liegt darin, dass das Christentum in den Augen vieler mit zwei Begriffen verbunden wurde, die ein anderes Charakteristikum Europas und der Europäer in der Vergangenheit darstellten, nämlich dem Imperialismus und Kolonialismus. Die Europäer brachten nicht nur die christliche Botschaft mit, sie brachten auch Unterwerfung und Ausbeutung. Für die Europäer war das 16. Jahrhundert die große Epoche der Entdeckungen, aber was für sie eine aufregende Entdeckung darstellte, bedeutete oft gleichzeitig eine schlimme Erfahrung für die Einheimischen. In welche Teile der Welt sie auch kamen, die Europäer trieben nicht nur Handel, sondern sie eroberten und sie dominierten. Und sie dominierten nicht nur, sondern sie versklavten ganze Völker und schafften sie über das Meer von Afrika nach Amerika.

Am Ende des 19. Jahrhunderts waren die europäischen Länder so weit, dass sie sogar Kolonien als Statussymbole betrachteten und um sie genauso stritten, wie sie um Altertümer für ihre Museen stritten. Von all den Charakteristika, die Europa und die Europäer prägen, ist dies wahrscheinlich dasjenige, an das sich die Nichteuropäer am besten erinnern. Nach ihrer Erfahrung und Überlieferung bedeuteten und bedeuten Europa und die Europäer oft Kolonialismus, Imperialismus und Ausbeutung. Aber niemand von uns in Europa möchte gern eine europäische Identität auf dieser Erfahrung aufbauen. Heute schämen wir uns dafür mehr, als dass wir stolz darauf wären.

Welche Konsequenzen sollten wir aus dem allen ziehen? Es ist klar, dass Europa nicht mehr mit der bekannten Welt identisch ist. Tatsächlich hat sich auch die Bedeutung Europas als geographischer Begriff aufgrund der Revolution auf dem Gebiet des Transport- und Kommunikationswesens verringert. Sicher sind wir in gewisser Hinsicht die Erben Griechenlands und Roms, sowohl von Natur aus als auch durch Adoption, aber jede Familienähnlichkeit verringert sich mit jedem Tag. Europa unterscheidet sich nicht mehr vom Rest der Welt aufgrund seines christlichen Charakters oder seiner christlichen Mission oder als Hauptquar-

tier eines weltweiten Imperialismus oder Kolonialismus, zumindest nicht eines politischen.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr gelange ich zu dem Schluss, dass wir die Worte derjenigen, die uns sagen, dass sie mit der Gründung der Europäischen Gemeinschaft uns nur in eine formellere Beziehung bringen, nicht für bare Münze nehmen können. In Wirklichkeit ist es nämlich genau umgekehrt. Gegenwärtig ist vielmehr die Tatsache, dass wir Mitglieder der Europäischen Gemeinschaft sind, wohl das Europäischste an uns allen, und es ist nicht so, dass diese Gemeinschaft nur irgendetwas Vorhandenem eine formellere Gestalt gibt. Die Gründe, die uns zusammengebracht haben, liegen nicht darin, dass wir wirklich schon Europäer waren, sondern in den rein praktischen und pragmatischen Zwecken, die wirtschaftliche Position der Mitgliedstaaten im Weltmarkt zu stärken und sie so zusammenzubinden, dass sie nicht erneut Krieg gegeneinander führen werden. Alles andere scheint mir nur Rhetorik oder Hoffnung zu sein.

Wenn wir wollen, können wir versuchen, diesem pragmatischen Unternehmen Gestalt und Fleisch zu geben, indem wir auf andere Weise Europäer werden. Aber wenn wir das wirklich wollen, müssen wir etwas tun. Wir müssen uns anstrengen. Eine gesamt-europäische Identität ist nichts Naturgegebenes.

Für diejenigen, die eine europäische Identität schaffen wollen, die über die Mitgliedschaft in der Europäischen Gemeinschaft hinausgeht, gibt es eine gute Nachricht. Es gibt Grundlagen, auf denen wir aufbauen können, Kapital, Ideen, Ideale und gemeinsame Erfahrungen, obwohl diese nicht immer angenehm waren und obwohl wir nicht immer auf derselben Seite standen. Und es bedarf nicht der Art von Macht oder Einfluss, politischer Organisation oder wirtschaftlicher Schlagkraft, die nötig war, um die Institutionen der Europäischen Gemeinschaft zu schaffen, auch wenn diese wie in jeder anderen Unternehmung von Vorteil sein können. Wir können alle eine Rolle spielen und vielleicht müssen wir das sogar, wenn das Vorhaben zum Erfolg führen soll.

Die Verbindung zwischen meiner eigenen Universität Warwick und der Universität Gießen ist

ein gutes Beispiel dafür, was mit relativ geringen Mitteln erreicht werden kann. Voraussetzung ist, dass ein Wille vorhanden ist und Menschen, die bereit sind, die Initiative zu ergreifen und die Arbeit zu machen. Herr Professor Weick und vor ihm Professor Steiger und Dr. Matthias Ruethe und ihre Kollegen aus der juristischen Fakultät haben gezeigt, was durch Studentenaustausch und bilaterale Konferenzen erreicht werden kann. Und ich möchte diese Gelegenheit nutzen und ihnen allen für die Mühen danken, die sie auf sich genommen haben, um unsere Partnerschaft zu einem solchen Erfolg zu machen. Wir schicken unsere Studenten hierher, weil wir wissen, dass man sich gut um sie kümmert, und dies nicht nur in akademischer Hinsicht, sondern in jeder Beziehung. Und alle haben von den kühnen Versuchen profitiert, die die Professoren unserer beiden Fakultäten unternommen haben, um unser gegenseitiges Verständnis für das andere Rechtssystem und die andere Kultur zu verbessern.

Wenn Sie jetzt fragen, wo sie persönlich starten könnten, so ist die kurze Antwort: von überall aus. Ich persönlich fange am liebsten mit dem kulturellen Erbe an, denn die Kultur ist das Gebiet, auf dem sich der Begriff einer europäischen Tradition am klarsten entwickelt hat. Albrecht Dürer, den ich schon erwähnt habe, wird nicht nur als Deutscher, sondern als Europäer angesehen. Das gleiche gilt für George Grosz, Käthe Kollwitz, Beethoven und Kurt Weill, zumindest was seine Weimarer Tage angeht, genauso wie Karlheinz Stockhausen für jedermann, der unter Musik eine Melodie versteht, die er mitsummen kann, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa ein rotes Tuch ist.

In jeglicher Unternehmung dieser Art haben die Universitäten und ihre Angehörigen eine spezielle Rolle zu spielen. Denn außer gutem Willen erfordert die Schaffung einer europäischen Identität auch Raum, Zeit und Fantasie. Ich weiß, dass Universitäten nicht gerne mit

Klöstern verglichen werden. Kloster klingt zu weltfremd und nach Elfenbeinturm. In mancher Hinsicht ist das Kloster aber ein guter Vergleich, wenn wir an den Beitrag denken, den die Universitäten in dieser Hinsicht leisten können. Die Universitäten müssen immer noch Orte des Friedens und der Muße darstellen können im Vergleich mit der stressreichen Existenz in der freien Wirtschaft. Professoren und Studierende brauchen Zeit und Raum, die beide nicht leicht außerhalb der Universitäten zu finden sind.

Und wenn ich von Klöstern spreche, denke ich nicht an die Mönche, die ihre Tage singend und betend verbrachten – betend für die Seelen der Verwandten derjenigen, die es sich leisten konnten, sie zu bezahlen. Ich denke auch nicht an Celebrity oder Star-Mönche wie Dominik, Franziskus, Bernhard von Clairvaux oder Hildegard von Bingen. Ich denke eher an Mönche, deren Namen wir entweder niemals gekannt oder die wir schon lange wieder vergessen haben. Die Art von Mönchen, die die Zeit fanden oder sich nahmen und die Fantasie hatten, Randzeichnungen und Randkarikaturen an den Texten anzubringen, die sie mühselig abkopierten, die Mönche, die am Ende des Tages von sich nicht nur behaupten konnten, die Arbeit anderer oder gar die Arbeit Gottes geleistet zu haben, sondern diejenigen, die Zeit und Raum gefunden oder geschaffen hatten, um ihr eigenes Werk zu kreieren. Wenn das, was sie taten, ausreichend war, um ein kleines Lächeln auf die Lippen des Lesers zu zaubern und das Dogma oder die Pompösität des Textes infrage zu stellen, dann wäre zumindest ich ganz zufrieden.

Ich möchte der Universität Gießen und der juristischen Fakultät noch einmal meinen besonderen Dank für die große Ehre aussprechen, die man mir heute erwiesen hat.

Frau Heike Simon danke ich für die Übersetzung dieser Rede aus dem Englischen, und Ihnen allen danke ich für Ihre geschätzte Aufmerksamkeit.